

„Tapferkeit im Scheitern“

30 Jahre nach Beginn der Studentenrevolte zeichnet PETER GAUWEILER, rechter Flügelmann der CSU, ein überraschend differenziertes Bild der 68er-Generation

Für gewöhnlich wird „eine Nation vor der Geschichte repräsentiert“ (Oswald Spengler). Die Frage, wer diese Minderheit stellt, ist die eigentlich politische Frage innerhalb der Gesellschaft. Als mit den Protesten nach dem Tod des Berliner Studenten Benno Ohnesorg am 2. Juni 1967 die außerparlamentarische Opposition ihre Wirksamkeit zu entfalten begann, lagen die Kapitulation des Deutschen Reichs 22 Jahre und die Erklärung Bundeskanzler Ludwig Erhards vor dem CDU-Bundesparteitag von 1965, die Nachkriegszeit sei beendet, zwei Jahre zurück.

30 Jahre später sind Anhänger und Feindhater der Außenrechtlerbewegung von damals zu einer bestimmten Sicht geworden, anders als die Generation des Wiederanbaus nicht durch eine Summe von Taten, sondern indem sie die außerordentliche Bedeutung der Informationsgestaltung und -vermittlung erkannten. Sie streben (und streben) in alle Sparten, die etwas mit Meinung und Belehrung zu tun haben. Wo wir sie bis zum heutigen Tage, vielleicht ein wenig verändert – auch lange Jahre werden grün – als Lehrerinnen und Schreiwortgeber der deutschen Wörter- und Bilderwelt hören, lesen und sehen dürfen.

Wurden die 68er neue Gesetzgeber der Nation? Oder waren sie nur Seismographen – nicht eines Erdbebens, sondern einer Gärung der Nation? Der realen Gegebenheit jedenfalls waren sie weit entrückt. Entstanden sind sie in der Heterogenität unserer Universitätsstädte und ihrem Gegeneinander von Heimeligkeit und Internationismus.

Ihre Sendung war die Veränderung des geistigen Deutschland. Aber, obwohl hoch begabte Wortkünstler, nicht durch das Mittel des gedruckten Wortes, sondern durch eine Kette von öffentlichen Provokationen. Die „wahnwitzig radikale“ Botschaft der 68er war, dass es zu den Enttäuschungen der westdeutschen Parteienheerrschaft keine Alternative gebe als die bunten Anarchie.

Den gemeinsamen Nenner, auf dem die vielen Einzelnen zusammenkamen, ergründete eine mittlerweile berühmte gewordene Allensbach-Umfrage: Echtere 68er hielten von dem, was Ihre Eltern gut und richtig fanden, weniger als andere Altersgenossen. Der Treue gegenüber der eigenen Familie und Herkunft wirkte ihr politischer Ehrgeiz entgegen, der unbedingte Wille, öffentlich als fortschrittlich wahrgenommen zu werden und anzukommen. Sie spielten unermüdlich die beiden Gefühlrollen, welche in Deutschland seit jeher gespielt werden: Romanik und Sturm und Drang.

Trotz aller Gemeinsamkeit: Von ihren eigenen Kindern, die jetzt auch schon wieder groß sind, hört man heute nun doch Individuelles. Und Symbolisches. Dass Rudi Dutschke „antitüchtig“ bei Fußballländerspielen „zu Deutschland gehalten hat“, dass Vater Hofmann für seine Tochter, in der Erinnerung ehrfurchtsvoll, ein „sehr strenger Mann war, der von anderen genauso viel erwartete wie von sich selbst“. Man ist gerührt und folgt einer Eingebung, dass es eben nicht nur dumme Schreihälse gewesen sein können.



PETER GAUWEILER (48), Chef der Münchner CSU, studierte Rechts- und Wirtschaftswissenschaften in München und Berlin. Während des Studiums, in der Hoch-Zeit der Studentenbewegung, führte ihn nach eigenem Bekenntnis der „Protest gegen die Apo“ in den Rang Christlich-Demokratischer Studenten (RCDS). 1968 wurde er Vorsitzender des Unions-nahen Studentenverbands. In dieser Funktion war er damals in befristeter Ausen- und Übersetzungen mit den verschiedenen linken Gruppierungen an den Universitäten.



Uns verwickelt. Sein Streit mit und seinen „Hang zu marxistischen Aufwärtigen“ („Süddeutsche Zeitung“) hat er sich bis heute erhalten und erregt damit immer wieder politische Aufmerksamkeit. Drei Jahrzehnte nach seiner Studentenzeit zieht er nun in der WOCHE eine ganz persönliche Bilanz aus den gesellschaftlichen und politischen Wirkungen der Apo-Zeit und versucht der einst heftig bekämpften Bewegung bei aller politischen Gegenüberstellung im Rückblick gerecht zu werden.

Es gibt in den Rebellentagen des dieses Jahrhunderts – von der Rudi-Dutschke-Generation bis zur Horst-Wessel-Generation – genug Beispiele, die zeigen, wie geistiges und moralisches Versagen in der Ursprung haben konnten in Tapferkeit, Charakterstärke und Bekanntheit, die einer großartigen Sache würdig gewesen wären. Und es ist nicht verboten, daran auch im Angesicht des weltanschaulich Missratenen zu erinnern und sich bewusst zu machen, dass im Gescheiterten immer auch große Tragik liegt. Zumal, wenn man die verwundenen späteren Schicksale so manches Helden der Revolte betrachtet, heute schon gestorben oder – nach schlimmen Untaten – für Jahre ins Gefängnis geschickt.

„Heinrich, der Wagen bricht.“ „Nein, Herr, der Wagen nicht, es ist ein Band von meinem Herzen, das da liegt in großen Schmerzen.“ Von den Töchtern der Uhlke Marie Meinhof wissen wir heute, dass dies – als kleines Mädchen – ihr Lieblingsmädchen war: die Erzählung vom Froschkönig oder dem eisernen Heinrich. Der treue Heinrich, welcher drei eiserne Bänder hatte um sein Herz legen lassen, damit es ihm nicht vor Weh und Traurigkeit zerbräche. Und der erlöst wurde.

Hinter ihrem Leiden verbergte sich die Furcht vor dem Verlust des Lebens und hinter ihrem sozialen Antriebe der brennende Wunsch, „das Los der Menschheit zu verbessern“. Kein Gefährter als Josef Kardinal Ratzinger hat es so ausgedrückt.

Und noch etwas: Die 68er besaßen etwas von jener göttlichen Bosheit, die auch den Missratenen Klasse verleiht. „Unter den Talaren Muff von 1000 Jahren“ – konnte man die Verschlafenheit des universitären Betriebs giftiger ausdrücken? Hinter vielen ihrer Sottissen lehrte das heilsame Laster der überscharfen Beobachtung, in manch demonstrativem Verstoß gegen die Tanzstunden-Etikette ein irgendwie auch erfrischender Anti-Stil. Das hat „der Gesellschaft“ auch etwas gebracht. (Aber eben auch eine Vermehrung des schlechten Benehmens und der sprachlichen Verrohung.) Und am Ende führte das betont Ungezogene zu neuer Verkleinerung. „Sie haben alle so hart um Nonchalance und wirklich individuelle Aufmachung gerungen, dass sie die Exzentriker zu einer Art Uniform gemacht haben“, hieß es schon bei Ernest Hemingway über die „verlorenen Generation“ des Paris der 20er-Jahre. Es gibt einen lesenswerten Essay von

Baron Brock zur Berliner Ausstellung „Die Epoche der Moderne“, in dem der Autor Merksätze zur Erfahrung im Scheitern aufstellt. Merksätze, die heilige Kühe der 68er schächten: „Je totalitärer die Gesten, die Wirklichkeit unter einer Idee zwingen zu wollen, desto radikaler das Scheitern.“ Wer das (was moderne Heißbrin-ger und Erlöser predigen) erlösungsstüchtig ernst nimmt, ist rettungslos verloren. Radikale Modernität führt immer zu Terror, egal ob das Programm von rechts oder links stammt. „Wer nur als Großtheoretiker eitel faszinieren will, wird in der Erde verschwinden.“ Das Neue lässt sich nicht durch das Neuere überbieten, denn alles ist schon einmal da gewesen. Solche Selbsterkenntnis wäre Selbstbefreiung. Aber diese braucht offensichtlich mehr Zeit als 30 Jahre. Das Selbst-Bild, an dem die alten 68er bis heute so gerne malen – querköpfig, unangepasst, konsequent –, entspricht ihnen in keiner Weise. Sie wagten schon damals nur als Masse etwas zu sagen, hinter der sie sich selbst verstecken konnten.

Ihre geschichtlich verhängnisvollste Rolle erwuchs der Bewegung bei der Rechts-links-Polarisierung der westlichen Gesellschaft. Der Philosoph Karl Raimund Popper, Sohn einer großbürgerlich-jüdischen Familie aus Wien, hat das Problem in einer Analyse dieses Zeitabschnitts auf den Punkt gebracht: „... dabei war der Osten unter der eisernen Faust der kommunistischen Diktatur fester zusammengeschweißt als je zuvor; während die westlichen Demokraten nach wie vor innerlich gespalten und durch die von den Sowjets angestachelte und unterstützte